



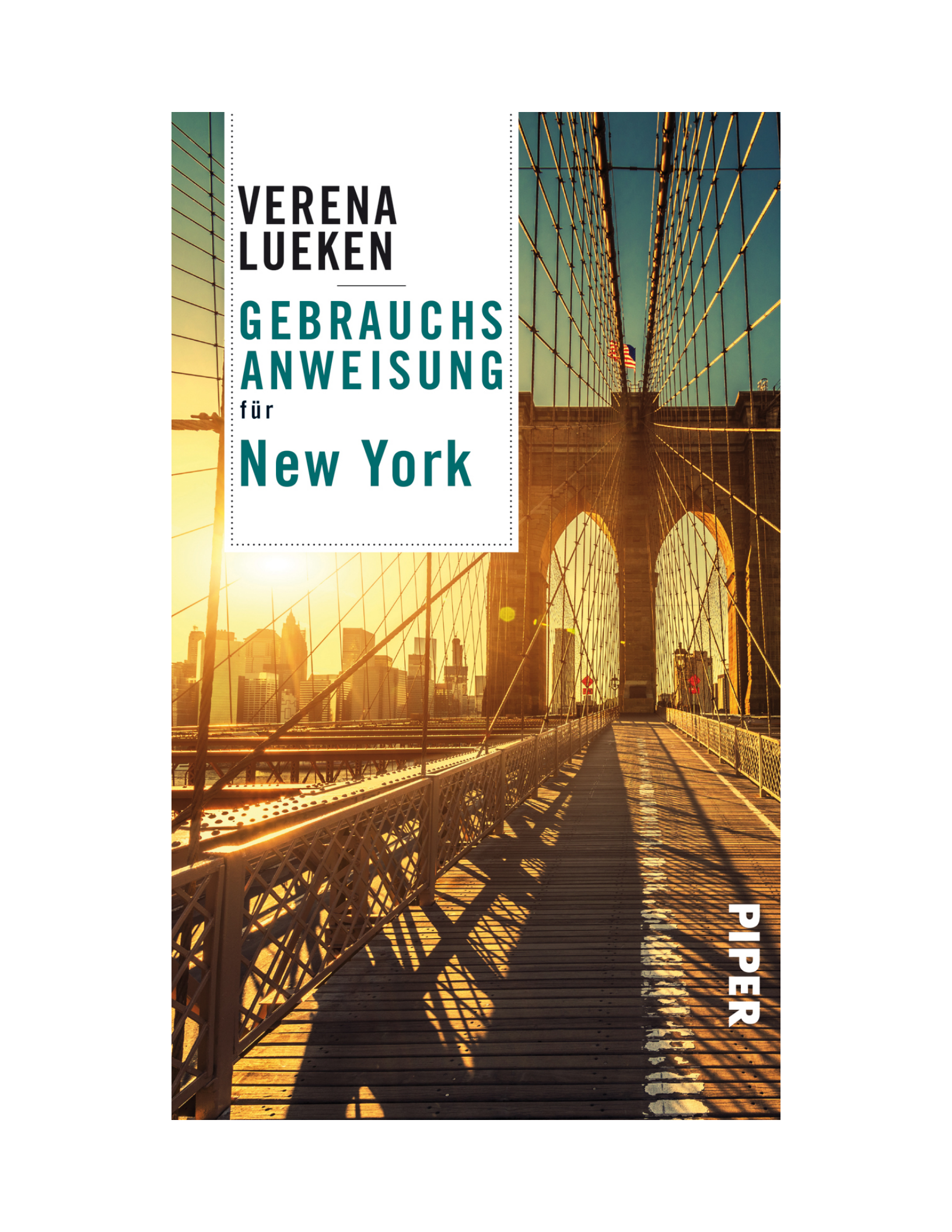
**VERENA
LUEKEN**

**GEBRAUCHS
ANWEISUNG**

für

New York

PIPER



**VERENA
LUEKEN**

**GEBRAUCHS
ANWEISUNG**

für

New York

PIPER

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de

© Piper Verlag GmbH, München 2005, 2010, 2018 und 2019
Covergestaltung: Birgit Kohlhaas
Covermotiv: Zsolt Hlinka / Getty Images
Redaktion: Sabine Wunsch
Datenkonvertierung: Fotosatz Amann, Memmingen

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Wir weisen darauf hin, dass sich der Piper Verlag nicht die Inhalte Dritter zu eigen macht.

Inhalt

Widmung

Nur in New York!

In Hitze oder Sturm: Die Farben der Stadt

Auf der Straße: »Shall we dance?«

Unten, oben, höher

Das Grundstück von Ground Zero

Angekommen: Wie aus Einwanderern New Yorker werden

Ein demokratisches Experiment: Der Central Park

Trump City

Protest!

Die Mastkuh: Das Magazin The New Yorker

Mode? Diktat nur, wenn es heißt: »It's black tie!«

Am Strand

Ausflug ins Meer: Governors Island

Wege zum Ruhm: Die Bürgermeister

The Big Money

New York, Hollywood

New York wird grün

Alterslos

Ewige Stadt

Lektüreempfehlungen

Für Samuel
und in memoriam e.k.

Nur in New York!

Erwarten Sie, dass Ihr Leben sich verändert, wenn Sie diese Stadt betreten. Erwarten Sie nicht, dass das wie im Traum geschieht. New York ist keine Stadt für Träumer. Andere Qualitäten hat sie zuhauf. Mit dem Central Park liegt mitten in New York eine der schönsten großstädtischen Parklandschaften der Welt, und über alle Veränderungen hinweg bleibt die Skyline traumhaft. In den Museen finden Sie die erhabenste Kunst, in den Konzertsälen die Virtuosen der Welt, und auf den Straßen wird Ihnen die größtmögliche Vielfalt an Menschen begegnen. Die Stadt ist aufregend, überwältigend, geschichtsträchtig, sie ist sicherer als die meisten anderen Metropolen der Welt, und sie ist sehr schnell. Sie inspiriert immer noch Künstler und Schriftsteller, die seit jeher hierherströmen, um sich mit den Besten ihres Fachs zu messen, sie ist grell, schlaflos und unverschämt. Nur herzlich und freundlich, das ist sie nur bedingt. Ja, New York wird Sie willkommen heißen – vorausgesetzt, dass Sie riskant und in ständiger Konkurrenz zu leben bereit sind, dass Sie die Masse brauchen, weil Sie die Einsamkeit lieben, vorausgesetzt vor allem, dass Sie bereit sind, innerlich zuzugeben, wie hart das Leben ist. Und Spaß daran haben, sich zu beklagen, nicht über die Härte, das könnte Ihr erster Fauxpas werden, aber über die Schlaglöcher, über das Wetter, über den Verkehr und über alles andere, das sich nicht ändern lässt. Wer es lieber

gemütlich hat, wird in New York nicht glücklich werden. Und wer zum Träumen kommt, wird schnell untergehen. Der Traum ist, hier anzukommen. Dann heißt es wachsam sein.

New York sieht sich als Hauptstadt der Welt, weil sie verspricht, dass jeder hier finden kann, wonach er sucht. Dass die Suche einfach sei, ist damit nicht gemeint. In New York zu leben ist schwierig, weil der Alltag Kampf bedeutet: Kampf um einen Job, eine Wohnung, ein Taxi bei Regen und einen Platz im Restaurant; Kampf um Anerkennung, eine gute Figur und ein Ticket für *Shakespeare im Park*. Nur in New York nennen es die Banker klaglos »Frühstück«, wenn sie in einer windigen Straßenschlucht im Nieselregen Schlange stehen, um für einen Phantasiepreis an einem fahrbaren Büdchen am Straßenrand dünnen Kaffee und einen schlappen Bagel zu erstehen. Nur in New York akzeptieren Angestellte über 30 mit gutem Einkommen ein Zimmer mit Gemeinschaftsbad in Handtuchgröße zum Preis eines Einfamilienhauses irgendwo außerhalb der Stadt. Und nur in New York bringen Menschen ganz selbstverständlich ihre Sommer- oder Wintergarderobe in eines der zahlreichen Lagerhäuser, weil in ihrer Wohnung kein Platz ist für einen zusätzlichen Schrank.

Nicht nur die Wohnungskosten sind höher als überall sonst in den Vereinigten Staaten (und fast überall sonst auf der Welt), sondern auch die Steuern, die sich die Stadt auf alles zu erheben erlaubt. New York war die erste amerikanische Stadt, in der auf den Theaterkarten dreistellige Preise standen, inzwischen längst eine Selbstverständlichkeit für alles, was live dargeboten wird. New York war auch die Stadt, in der sich zum ersten Mal vierstellige Summen auf den Theater- und Konzerttickets fanden – nicht etwa auf dem Schwarzmarkt, der hier verschämt »secondary market« heißt, sondern ganz regulär.

Der Brückenzoll auf dem Weg zum Flughafen oder sonst wohin hinaus aus der Stadt ist teurer als andernorts, und teurer sind auch die Garagen, die Kaufhäuser, Zigaretten und frische Blumen. Der Verkehr ist nervenaufreibend, einen Taxifahrer zu finden, der Englisch spricht und weiß, wie er zum Bahnhof Penn Station kommt, immer noch ein glücklicher Zufall. Seit die verschiedenen Carsharing-Dienste aktiv geworden sind, ist die Sache nicht besser geworden. Nur deutlich billiger.

Jeder kleine Sieg in diesem Alltag ist ein Triumph. Das mag erklären, warum die Stadt sich durch Katastrophen im Wesen nicht verändert. Als New Yorker wird man abgehärtet und stolz. An guten Tagen, wenn die Stadt im Licht der untergehenden Sonne glüht, ein kühler Windhauch durch die Straßen streift und die Passanten einen Augenblick lang das Gesicht zum Himmel strecken und die Augen schließen, kann man in dieser Härte eine Grazie sehen wie nirgendwo sonst.

Die europäischen Einwanderer, die Ende des 19. und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in die Stadt strömten, um in den Nähereien oder im Hoch- und Tiefbau, im Hafen oder in den kleinen Manufakturbetrieben im Süden von Manhattan ihre wenigen Dollar zu verdienen, rechneten ebenso wenig mit einem bequemen Start ins neue Leben wie die Einwanderer heute, die vor allem aus Lateinamerika, aus Osteuropa und Asien stammen. Sie rechneten nur damit, dass man sie machen ließ. Das allein ist der große Traum von dieser Stadt: die Freiheit, zu werden, wer man sein will. Auch wenn Sie als Reisender kommen und nicht die Absicht haben zu bleiben, werden Sie diesen Sog in die Unabhängigkeit und die Erregung und die Lust aufs Unerwartete spüren, das hier geschehen könnte. Ob die Stadt gerade arm ist oder reich, ob die Zahl der Verbrechen steigt oder sinkt, ob eine Krise sie schüttelt oder gebaut wird, was das Zeug hält: Das Gefühl dieser

Freiheit steht immer wieder am Anfang jedes Besuchs in New York.

Ihr Herz wird also heftig klopfen, wenn Sie New York betreten, beim ersten Mal und jedes Mal von Neuem. Schon nach wenigen Tagen aber werden Sie sich zu Hause fühlen. In den zahllosen ethnischen Vierteln in Manhattan, Brooklyn, der Bronx und Queens geht es zu wie daheim: für die Russen in Brighton Beach, für die Chinesen in Chinatown – dem in Manhattan und dem bald größeren in Flushing in Queens –, für die Polen in Greenpoint, die Kolumbianer in Jackson Heights, für die Guatemalteken in Hillcrest, die Puerto Ricaner in Spanish Harlem, die Griechen in Astoria und für die orthodoxen Juden in Borough Park in Brooklyn. Manhattan ist außerdem klein und mit seinem weitgehend schachbrettartigen Straßenraster so überschaubar, dass Sie sich nach kurzer Zeit auskennen meinen. Prahlen Sie nicht damit, denn ganz richtig ist Ihr Eindruck nicht, und kein New Yorker wird Ihnen glauben, dass seine Stadt es Ihnen leicht macht. Und für die anderen Stadtteile, für Queens, Brooklyn, Staten Island oder die Bronx, gilt es sowieso nicht.

Zwar hat die Stadtregierung für den Besucher inzwischen einige Hindernisse weggeräumt, die zwischen ihm und seinem Zielort lagen. Zum Beispiel hat sie an den Haltestellen von Bussen und U-Bahnen, die hier »Subway« heißen, Pläne angebracht, die über den Streckenverlauf der verschiedenen Verkehrsmittel Auskunft geben. Früher hingen solche Schaubilder nur in den Waggonen; man musste also einsteigen, um festzustellen, dass dies die falsche Linie war. Internationalen Standards folgend zeigen Leuchtschriften in den Stationen inzwischen an, wann welcher Zug demnächst einfährt. In den neueren Stationen stehen wie ein iPhone geformte digitale Anzeigetafeln mit Touchscreens, auf denen Informationen über Verspätungen, Streckenarbeiten oder Zugausfälle abgefragt werden können. In den Zügen der Subway schnarrt eine

Computerstimme Auskünfte über die kommenden Haltestellen, und in immer mehr Waggonen zeigt eine Leuchtschrift an, wohin Sie unterwegs sind. Eine Fürsorge ist das fast wie in Hongkong! Auch kann es passieren, dass ein Busfahrer Sie darüber aufklärt, es sei die Saison für Erkältungen. »Seien Sie rücksichtsvoll! Niesen oder husten Sie in die Ellenbogenbeuge!« Es ist, als wollte die Stadt, die ihre Besucher so lange ganz allein gelassen hatte, sie jetzt bei der Hand nehmen und dafür Sorge tragen, dass ihnen nichts passiert und sie pünktlich zu dem Ziel kommen, das sie anvisieren.

Doch dieser Eindruck täuscht. Wenn Sie zum ersten Mal auf die Lautsprecherdurchsage eines lebendigen Schaffners auf dem Bahnsteig angewiesen sind und in der knatternden Übertragung durch verrottende Mikrofonkabel kein Wort außer der Nummer Ihres Zugs verstehen, können Sie ahnen, wie es einmal immer und überall hier war. Auch Einheimische spitzen dann die Ohren, geben aber nicht preis, ob sie einen Ton verstanden haben. Manche lachen, andere schauen blasiert den Bahnsteig entlang, wieder andere heben kaum den Blick von Smartphone, Zeitung oder Buch. Fragen Sie lieber niemanden in solchen Augenblicken. Die meisten New Yorker sind der Meinung, wer sich in ihrer Stadt bewege, müsse schon selbst herausfinden, wie er zum Ziel kommt.

Sie können auch zu Fuß gehen. Manhattan ist der einzige Ort in den Vereinigten Staaten, an dem Laufen zum Leben gehört und ein Auto nicht unbedingt. Wie in den besten europäischen Städten begegnen sich die New Yorker auf der Straße, und das Zentrum – es umfasst beinahe ganz Manhattan und die beliebtesten Kreuzungen in Williamsburg oder Park Slope, Jackson Heights und Astoria in Queens –, aus dem die Amerikaner in allen anderen Städten in die Vororte entfliehen, ist ein Anziehungspunkt. Vielleicht fühlen sich deshalb Europäer seit jeher so schnell heimisch hier, während die amerikanischen Touristen sich

in Manhattan beinahe schon in Europa wähen. Aber New York ist einzigartig. Wenn Sie sich dem Rhythmus der Stadt hingeben, werden Sie lernen, sich in ihr zu bewegen. Sie werden lernen, im Dunkeln am Abend oder in der Nacht mit den Fahrradlieferanten aus den Restaurants zu rechnen, die Ihnen ohne Licht in den Seitenstraßen entgegenkommen. Sie werden die Straßenseite zu wechseln lernen, je nachdem, wie die Sonne scheint oder wo die Pfützen an den Übergängen besonders tief sind. Sie werden ein bisschen schneller werden, ein bisschen klüger und glücklich, zu finden, wonach Sie vielleicht nie zu suchen wagten.

Damit Sie nicht suchen, was Sie nicht finden können, gibt es in diesem Buch übrigens keine Tipps für Restaurants oder andere Orte, die gerade in Mode sind. Die Mode ändert sich zu schnell, und selbst traditionsreiche Plätze verschwinden einfach. Zum Beispiel das kleine italienische Restaurant Gino auf der Lexington Avenue in Höhe der 61. Straße. Es war nichts Besonderes, was die Speisekarte anging, aber es war immer da – seit 1945, um genau zu sein. Man konnte dort preiswert und von der Qualität her ordentlich essen, das Lokal lebte von seinen Stammkunden und denen, die es von diesen empfohlen bekamen. Die Dekoration hatte sich seit den Anfängen nicht verändert, nur die Plastikblumen, die auf den Tischen standen, wurden jährlich ausgetauscht. Der Wirt, so hieß es, kaufte sie bei Wal-Mart und wusch sie dreimal im Jahr in der Küche, morgens, bevor die Kocherei losging. Man hatte den Eindruck, die Zeit sei kurz nach der Eröffnung stehen geblieben, und daran änderte sich nichts, als der ursprüngliche Besitzer vor einigen Jahren starb. Ein sicherer Tipp also? Keineswegs. Das Gino schloss für immer im Sommer 2010, als die Miete um 8000 Dollar monatlich steigen sollte.

Fünf Jahre später machte ein Laden zu, der zu New York gehörte wie der Weihnachtsbaum am Rockefeller Center:

F.A.O. Schwarz, der riesige Spielzeugladen an der Fifth Avenue, den Sie vielleicht aus Filmen kennen. Auf dem *walking piano* im Erdgeschoss tanzten einst Tom Hanks und Robert Loggia in *Big*, Woody Allen drehte hier, die Schlümpfe traten auf, und Cate Blanchett kaufte in *Carol* im ersten Stock eine Puppe von Rooney Mara, was eine schwierige Liebesgeschichte zur Folge hatte. Mehr als 180 Jahre lang fanden hier Kinder (oder ihre Eltern) aus aller Welt ihr von fast lebensgroßen Stoffelefanten, Giraffen und anderen Tieren jeder Größe und Gestalt bevölkertes Spielzeugparadies, das am Eingang Männer in Fellmützen bewachten, die sich fotografieren ließen. Dann gab F.A.O. Schwarz auf. Die Miete wurde zu hoch. Es ist immer dasselbe in New York. Wer nicht zahlen kann, muss gehen. Das gilt auch für Legenden.

Ein Jahr später erwischte es das berühmte Restaurant Four Seasons in einem der schönsten Hochhäuser der Stadt, dem Seagram Building an der Park Avenue. Gerade heute, da in unmittelbarer Nachbarschaft vollkommen banale, dafür aber sehr viel höhere Wohntürme hochgezogen werden, lohnt sich der Blick auf dieses bronzefarbene Stahl- und Glashauses mit der großzügigen Plaza davor, das Mies van der Rohe 1959 in Zusammenarbeit mit Philip Johnson gebaut hat, der den Sockel beisteuerte. In den Sockel sollte eigentlich ein Autosalon kommen, daher die für ein Restaurant ungewöhnliche Dimension. Schnell wurde aus dem Four Seasons das Lokal für die berühmtesten New Yorker *power lunches* und am Abend ein Ausgehziel für ältere elegante Männer mit jüngeren eleganten Frauen. Das Essen war so lala, dafür sündig teuer, der Rahmen aber so außerordentlich wie der Service. Solange das Four Seasons da war, in einem der Gänge mit einem Picasso-Gobelin geschmückt, der Speisesaal mit Pool, der Grill Room für den *power lunch*, die Bar quadratisch mit Bartender, der jeden Drink kannte, der einem Gast einfiel – solange all das

so war, wäre niemand im Traum auf die Idee gekommen, selbst das Four Seasons könne dem New Yorker Gang der Dinge unterworfen sein. Doch dann war es so weit. Auch das Four Seasons musste gehen. Die Miete stieg exorbitant, und im Sommer 2016 machte es dicht. Das Inventar wurde versteigert. Der Picasso-Gobelin war schon ein paar Jahre früher abgehängt worden.

In Hitze oder Sturm: Die Farben der Stadt

Schon der Taxifahrer, der Sie von einem der New Yorker Flughäfen nach Manhattan fährt, wird, so er Englisch spricht und überhaupt etwas sagt, an einem schönen Tag das New Yorker Klima preisen und als Refrain die klare Luft und die strahlende Sonne besingen. Auch bei jeder anderen Gelegenheit sprechen die New Yorker, wie übrigens die meisten Amerikaner, gern und immer wieder davon, was das Wetter gerade macht. Im Radio, im Fernsehen, im Internet natürlich und in den Zeitungen wird das Thema täglich mit erregter Aufmerksamkeit bedacht. Trotz des Klimawandels, der auch in New York die Temperaturen im Sommer von einer Hitzewelle zur nächsten treibt und der Regen, Stürme und Schnee bringt, wenn von keinem von ihnen die Rede sein sollte, ändert sich das New Yorker Wetter im Prinzip nie. Vielmehr folgt es, einschließlich der überraschenden Regengüsse, dem vorhersehbaren Wechsel der Jahreszeiten mit ihren stadttypischen Ausprägungen und einer verlässlichen Farbenfolge, die ganz New York ergreift, wenn es so weit ist.

Der Frühling ist zu kurz, als dass es sich lohnte, viel Aufhebens von ihm zu machen, ein paar in den Winter gesprenkelte Tage, vielleicht schon im März, sicher im April. Dann explodieren die Blüten der japanischen Zierkirschen rund ums Wasserreservoir im Central Park,

und mit dem kräftigen Rosa und Weiß überzieht ein zartes Grün die Stadt. Wie verzaubert liegen in diesen Tagen die Querstraßen zu den Avenuen in Chelsea und in Greenwich Village mit ihren zwei- oder dreistöckigen Backsteinhäusern da, als sei seit dem Ende des 19. Jahrhunderts kaum ein Winter vergangen. Im Sommer, der jetzt jeden Augenblick beginnen kann, schwitzt New York alle Farben aus und unterwirft sich eintönig bleich dem Flimmern der Hitze. Wenn sich die Bäume im Herbst golden, rot und orange färben, wird die Stadt bunt, bis sich für Monate das Bleigrau des Winters konturschärfend über die Straßen senkt und nur die kahlen Äste im Park nachmittags ein wenig silbrig schimmern, an guten Tagen. Oder bis ein Schneesturm um alles eine weiße Hülle legt.

Im Sommer hängen die Blätter schlapp an den Bäumen, Parks und Straßencafés sind leer bis auf ein paar Touristen. Die Meteorologen berechnen neben den Temperaturen stündlich auch die Luftfeuchtigkeit, die wochenlang zwischen 80 und 90 Prozent pendelt oder auf 100 ansteigt, wenn es regnet, ohne dass es abkühlen würde. Es ist heiß, sagen sie, und es fühlt sich noch heißer an. Hitzerekorde werden angekündigt, gebrochen oder auch nicht, doch selbst über neue Superlative, von denen das Selbstbewusstsein der Stadt sonst so sehr zehrt, kommt keine Begeisterung auf. Die Menschen stöhnen und bleiben drinnen, wo es ein wenig kühler ist, zu Hause, im Kino oder in den Restaurants. In den alten Subway-Stationen schmeckt der Atem nach überbackenem Zement. Ströme heißer Luft entweichen den Klimaanlage der Züge, in denen die Passagiere im Kälteschock erstarren. Oben in den Häusern stellen Mieter und Geschäftsinhaber ihre Luftumwälzer in die Fenster. Jede Umdrehung ihrer scheppernden Motoren lässt die drinnen aus der Luft gepresste Feuchtigkeit draußen an den Hauswänden heruntertropfen und erzeugt eine kleine Hitzeturbulenz auf dem Gehsteig. Sie ist stark genug, um den Gestank alten

Teers, der aus dem weich gewordenen Asphalt quillt, von einer Straßenseite zur anderen zu blasen. In der schweren Wärme liegt etwas Giftiges, das sich nachts, wenn die Temperaturen kaum fallen, durch die Fenster zurück in die Wohnungen schleicht. Ein unbestimmtes Gefühl von Gefahr drückt auf die Stimmung. Vielleicht ist es das Ozon, das im Sommer eine weit höhere Konzentration erreicht, als gesund ist, weil immer noch Elektrizitätswerke aus den 40er- und 50er-Jahren aus Kohle Strom erzeugen, mit dem die Klimaanlage auf Hochtouren laufen. Vielleicht aber sind es auch die Geister der Erinnerung, die die Hitze aus den Steinen herauslöst wie Feuer Erze aus Minen.

Erinnerungen zum Beispiel an den Sommer 1977. In kaum merklichem Tempo rollte eine Hitzewelle über die Stadt. Wie in vielen Jahren, so fiel auch damals im Juli der Strom aus. Meistens erwischt der Blackout die Bronx, Brooklyn und Queens, aber nur die Randgebiete Manhattans. Doch in jenem Jahr traf er die gesamte Stadt. New York stand sowieso an der Schwelle seiner schwersten Krise. Die Stadt war bankrott. Niemand glaubte mehr daran, dass die Straßen, falls die kratertiefen Schlaglöcher einmal gefüllt würden, je wieder mit Gold gepflastert sein könnten, wie es 20 Jahre später geschah. New York wurde täglich dreckiger, illusionsloser, übel riechender und gefährlicher. Der Untergang schien unausweichlich. Willkürliche Gewaltakte machten Schlagzeilen. Ein Serienmörder ging um und erschoss mit einem 44-Millimeter-Revolver jugendliche Liebespaare, die im Auto knutschten. Es waren regelrechte Exekutionen, und sie stürzten Teile der Stadt in Hysterie. An den Rand des kollektiven Nervenzusammenbruchs aber wurde New York durch die bizarren Briefe getrieben, die der Mörder an einen Kolumnisten der *Daily News* schrieb und die fast täglich die Schlagzeilen der Regenbogenpresse beherrschten. In diesen Notizen erklärte er sich zum *Son of Sam*, wobei Sam, wie sich später herausstellte, ein

6000 Jahre alter Mann sein sollte, der durch einen schwarzen Labrador zu ihm spreche und ihm die Befehle zum Morden gebe.

Die Polizei tat ihr Bestes. Sie analysierte die Liedtexte eines zehn Jahre alten Jimi-Hendrix-Albums, die dem Mörder möglicherweise als Inspiration gedient haben könnten, und erwog, seine Handschrift mit den Unterschriften auf den Führerscheinen aller weißen Männer zwischen 20 und 30 Jahren zu vergleichen. Allein in Queens wären das eine Viertelmillion gewesen. Jeder, einschließlich des Mafiapaten, der sein Viertel nicht vor dem Mörder schützen konnte, legte eine Liste mit Verdächtigen an. *Son of Sam* wurde in jenem Sommer gefasst und sitzt heute, verurteilt zu mehr als 300 Jahren Haft, in einem New Yorker Gefängnis. Sein letztes Begnadigungsgesuch wurde 2006 abgelehnt. Inzwischen, so behauptet er, hat er durch Bibelstudien im Gefängnis zu Gott gefunden. Die Geschichte seiner Mordtaten aber wird immer wieder erzählt, und jedes Mal, wenn sie doch in Vergessenheit zu geraten droht, erscheint irgendwo ein Artikel, der an *Son of Sam* erinnert. Vor allem, wenn es heiß wird.

Das Sommerende kündigt sich in den Nächten des frühen September an, wenn plötzlich ein Windstoß die Gardinen vor dem geöffneten Fenster bläht und man aufsteht, um eine Decke zu holen, die dann neben dem Bett liegen bleibt. Dem ersten Windstoß folgt noch kein zweiter, noch verteidigt die schwere Sommerluft ihre Hoheit zwischen den Häuserwänden, doch der Herbst wird kommen wie jedes Jahr, und jetzt sehr bald. Die Blätter fallen von den Bäumen, und die Erinnerung, wie es war, nur unter einem Laken zu schlafen und dennoch die Wärme zu spüren, die sich in die Haut gekrallt hatte, verblasst. Und dann sind plötzlich auch die Bettler wieder da.

Solange die Stadt im Hochsommer schwer im Dampf der endlos scheinenden Hitze liegt und der schmierige Film

ihrer Ausdünstungen die Umrisse der Architektur verwischt, sieht man Penner und *bag ladies* selten. Sie hocken vor Kellereingängen, in Nischen und Rinnsteinen, schmutzüberzogen wie die ganze Stadt und für den flüchtigen, schweißverhangenen Blick unsichtbar. Wenn sie im Straßenbild wieder sichtbar werden, ist der Sommer vorbei.

Die Bettler sind nicht alle gleich, und sie sind nicht alle gleich arm. Einige sind es vielleicht über den Sommer erst geworden. Manche glauben noch an das Leistungsprinzip, also singen oder deklamieren sie, schlagen Topfdeckel zusammen, behaupten, aus der Hand lesen zu können, und manchmal bekommen sie tatsächlich ein paar Münzen dafür. Sie sind die Elite der Ausgestoßenen. Sie können, was niemand, der noch ein paar Dollar in der Tasche hat, auch nur versuchsweise fertigbrächte: die Hand aufhalten oder einen Pappbecher in den Passantenstrom strecken, ohne den Blick abzuwenden.

Andere schließen keine Kompromisse mehr mit der Wirklichkeit des Geld- und Tauschverkehrs. Sie bieten nichts an, sondern holen sich den Platz, den sie im Leben verloren haben, auf der Straße wieder. Auf überfüllten Bürgersteigen rudern sie mit den Armen, als seien sie die Vorhut einer wichtigen Delegation, für die sie Raum schaffen müssen in der hastigen Menge. Sie haben eine Mission, wie jene spindeldürre Frau, die einige Monate lang in der Nähe einer Großbaustelle am Südrand des Central Park hin und her lief und jedem Vorübergehenden ins Gesicht starrte. »*Don't!*«, schrie sie, fauchte sie, flüsterte sie in kurzen Abständen und immer wenn ihr jemand begegnete – die Negation der ganzen Welt in einem einzigen Wort. Eine Stufe unter ihr in der Hierarchie der Armen herrscht Stille.

Vor einiger Zeit lief ich im frühen Herbst ein paar Wochen lang durch die Straßen meines Viertels, um die Männer und Frauen kennenzulernen, die dort regelmäßig bettelten.

Nachdem ich eine Zeit lang immer wieder dieselben Gesichter und Gestalten beobachtet hatte, wurde ich Zeuge des Übergangs von dem einen Zustand in den anderen. Der Mann, er schien um die 40 zu sein, der nachmittags für viele Stunden auf einer Bank am Central Park Hof hielt, den Drahtwagen aus einem Supermarkt neben sich, mit Decken, ein paar Flaschen und einem Karton, dem er keinerlei Aufmerksamkeit widmete, lag eines Nachmittags auf der anderen Straßenseite mitten auf dem Bürgersteig und schlief. In den nächsten Tagen war er nicht zu sehen. Dann fand ich ihn wieder, ein paar Straßen von seiner Bank entfernt, ohne Wagen, ohne Decken und ohne Karton, und auch sein Alter schien er verloren zu haben. War er wirklich 40? Nicht eher 30 oder doch schon in den 60ern? Er saß in einer Nische vor einem vergitterten Kellerfenster, offenbar schon tagelang. Kleidung, Haare und Haut hatten begonnen, die Farbe der Fassade anzunehmen, an der er lehnte, bedeckt vom selben Staub, gerüstet für die Ewigkeit. Wo und wann er in ihr anlangte, weiß ich nicht. Der Herbst zog ruhig dahin, während das pralle Gelb, Rot und Orange, das noch mit der Sommersonne angefüllt war, sich langsam zu einem fauligen Braun verdunkelte.

Eines Tages war der Bettler nicht mehr da. Er blieb im Winter verschwunden und tauchte auch, als es wärmer wurde, nicht wieder auf. Die Lage für die Obdachlosen hatte sich vorübergehend verbessert, weshalb ich dachte, er hätte eine Bleibe gefunden, und ihn dann vergaß. Dann wurde die Situation der Menschen, die auf der Straße lebten, wieder schlechter und schließlich katastrophal schlecht – und plötzlich sah ich ihn auf dem Broadway wieder. Es waren Jahre vergangen, und es war wieder Herbst. Er hatte ein halbes Bein verloren, saß in einem alten Rollstuhl und rief jedem, der vorbeiging, zu: »*Help! I need help!*« Es klang aber nicht wie ein Hilferuf, sondern eher wie das Sonderangebot eines Straßenhändlers.

Manchmal bekam er dafür eine 25-Cent-Münze. Manchmal zwei. Aber nie einen Dollar.

Hurrikane, die im Sommer und Herbst Saison haben, ziehen normalerweise an New York vorbei. Aber seit das Klima sich so massiv verändert, gilt das nicht mehr unbedingt. Ende Oktober 2012 kam mit Hurrikan Sandy, der erst in der Karibik riesige Schäden anrichtete und dann als subtropischer Sturm einen Teil der Ostküste zerstörte, auch über New York eine beispiellose Wetterkatastrophe. Wie immer, wenn das Wetter schlecht wird, wurden die Schulen geschlossen. Doch wie ernst es war, merkte man daran, dass auch die Börse und der Hafen dichtmachten. Die Brücken wurden gesperrt, und der Bürgermeister ließ Teile von Lower Manhattan und Brooklyn evakuieren. Die Reporter der Wetterkanäle standen knietief im Wasser auf leeren Straßen, während der Wind so heftig in ihre Mikrofone blies, dass nicht zu verstehen war, was sie sagten. Man konnte sowieso sehen, was los war. Der Katastrophenalarm war nicht übertrieben. Weiter draußen wurden die Strände verwüstet, es gab Tote und immense materielle Zerstörung. Seitdem stellen sich die New Yorker darauf ein, dass die Hurrikansaison auch sie betreffen kann.

Der Winter kommt mit Knattern und Gepuffe. New Yorker Wohnhäuser und auch die meisten Hotels werden mit Dampf beheizt, der durch die alten Rohre zischt und spotzt wie eine defekte Lokomotive. Manchmal knallt es in den Wänden, und manchmal hört man Schläge, als hämmere jemand im Keller mit einer Stange gegen die Heizanlage. Doch da ist niemand, und dennoch wandert dieser vibrierende Schlag, der aus dem Bauch des Hauses kommt, durch das Gemäuer auf der Suche nach dem Weg ins Freie. Er findet ihn nie, und der Krach bleibt im Haus, und all die Tricks, ihn abzustellen, funktionieren nur manchmal und ohne System. Man kann die Heizung ganz ausdrehen. Da die Häuser immer überheizt sind, bleibt es in den meisten

Räumen dennoch warm genug. Doch viel ruhiger wird es dadurch nicht, weil nicht zu überhören ist, wie der Dampf sich den Zugang zu den Heizkörpern der Nachbarwohnungen bahnt. Man kann es umgekehrt versuchen: die Heizung auf höchster Stufe laufen lassen und dem Dampf alle Schleusen öffnen, auf dass er ungehindert durch den kurvigen Parcours der Rohre rase. Aber er wird dennoch immer wieder seine Schläge austeilen. Schließlich bleiben nur die Kapitulation und die Gewissheit, dass auch dieser Winter vorbeigeht.

Früher, so berichten alte New Yorker, war es vor allem im Januar und Februar zuverlässig eisig kalt. Inzwischen sind die Winter manchmal auch mild und schneearm. Aber es sind die anderen, die noch immer, wenn auch nicht mehr in jedem Jahr, über die Stadt hereinbrechen, die, in denen der Atem am Schal gefriert und man auf den Wiesen Schlittschuh laufen kann, von denen es sich zu erzählen lohnt. Am ersten Tag eines solchen Winters kann man die Kälte beim Blick aus dem Fenster bereits sehen. Die Luft hat eine stumpfgraue Farbe angenommen und steht wie eine Mauer. Schnee ist noch nicht gefallen, aber er wird bald kommen. Gestrickte Skimützen, die selbst die Jogger jetzt tragen, werden für Wochen ein notwendiges Accessoire. Mit eingesticktem »NY« über der Stirn (das Logo der New York Yankees, einer der Baseballmannschaften New Yorks) sind sie seit vielen Jahren auch modisch der letzte Schrei und werden an jeder Straßenecke verkauft. Die New Yorker scheuen sich jetzt nicht, alles übereinander anzuziehen, was warm hält, gesteppte Daunenjacken über Anzüge, schwere Schnürstiefel zum Kostüm, wattierte Handschuhe und lange Schals, die über den Mund gezogen werden können. In der überheizten Untergrundbahn werden sie dann von Schwitzanfällen gelähmt; in den Waggons dampft es innen wie im Sommer draußen. Vielleicht schon am nächsten Morgen wird es geschneit haben.